

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG
Jahrbuch 2006

Jugend im Vormärz

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Olaf Briese (Berlin), Erika Brokmann (Detmold), Birgit Bublies-Godau (Bochum), Claude Conter (München), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Martin Friedrich (Wien), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Rainer Kolk (Bonn), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Christian Liedtke (Düsseldorf), Harro Müller (New York), Maria Pörrmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2006
12. Jahrgang

Jugend im Vormärz

herausgegeben von

Rainer Kolk

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1 mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2007
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-611-7
www.aisthesis.de

treten. Insofern demonstrieren diese Briefe sehr deutlich die Zunahme an innerer Ambivalenz und äußeren Konflikten gleichermaßen, wie sie sich bei Autorinnen des 19. Jahrhunderts – aufgrund komplexer ursächlicher Zusammenhänge – synchron mit dem Anwachsen ihres Anspruchs auf öffentliche literarische Betätigung entwickelte.

Die Frage nach der eigenen und der fremden literarischen Qualität erscheint folgerichtig immer in der oder im Gegenzug zur Überblendung mit gesellschaftlichen Zuschreibungen und geschlechtsbedingten, teils abwertenden Selbsteinschätzungen der Autorinnen. Während also z.B. Therese Huber ihr Schreiben als „so kleine Kipelkapelkehrichen“⁵ abwertet, konstatiert Helmina von Chézy: „Sie aber treffen mit einem Schlag den Nagel auf den Kopf, [...] wie Margarethe den Drachen, dies eine Wort, so ganz das Rechte, das einzige Große u Wahre, das Einzige, was darauf gehörte.“⁶ Leserinnen und Lesern des vorliegenden Bandes sollte es nicht allzu schwer fallen, in solches Lob einzustimmen.

Ulrike Stamm (Berlin)

Therese von Bacheracht: „Heute werde ich Absonderliches sehen“. Briefe aus Java 1850-1852. Hg. von Renate Sternagel. Königstein/Ts.: Ulrike Helmer Verlag, 2006, 323 Seiten.

Mit der Edition der Briefe des „indischen Lebens“ von Therese, geb. von Struve, verheiratete und geschiedene von Bacheracht, wiederverheiratete von Lützow, setzt sich die Herausgeberin eine doppelte Aufgabe: Sie folgt dem ausdrücklichen Wunsch der Briefschreiberin, das Manuskript der „Briefe aus Java“ aus dem Berliner Nachlass der Autorin – mehr als 150 Jahre nach seinem Abschluss – endlich der Öffentlichkeit zuzuführen. Gleichzeitig lässt sie eine erfolgreiche Schriftstellerin des 19. Jahrhunderts sich mit ihrem eindrucksvollsten Genre – dem der Reisebriefe – selbst unmittelbar an ihr Lesepublikum wenden und beweist damit, dass sie eben doch mehr ist als „Gutzkows Therese“ oder Fanny Lewalds Freundin, dass sie einen eigenen Namen im Kreis der Vormärzautoren verdient.

Entstanden sind die Briefe in einer Zeit privater Enttäuschungen (späte Schwangerschaft, Schulden und Untreue des Ehemanns, Einsamkeit),

⁵ S. 58 ibd.

⁶ S. 48 ibd.

die an keiner Stelle erwähnt werden. Schreiben und Reisen halfen hinweg über die Erkenntnis, dass die Reise ans andere Ende der Welt mit dem Jugendgeliebten nicht das erhoffte Glück gebracht hatte, wengleich eine Erweiterung des Horizont. Therese von Bacheracht beschreibt als eine der wenigen Reisenden dieser Zeit das unbekannte Ostjava ohne zivilisatorischen Dünkel, sondern übt vielmehr Kritik am Kolonialismus der Holländer – „Wegelagerer“ – und ihrer drei militärischen Expeditionen nach Bali zwischen 1846 und 1849. War das Anlass für Heinrich von Lützwow, Kommandeur der dritten Militärabteilung der Kolonialarmee in Surabaya, nach dem Tod seiner Frau eine Publikation ihrer Briefe zu vereiteln? Schon möglich, wenn man Stellen wie diese liest: „Wäre es nicht besser, dass die Europäer, die hier leben, den Ton angeben, wirken und Rat erteilen, dahin arbeiteten, dass die Eingeborenen sich naturgemäß entwickeln, nicht aber, dass sie dieselben, die braun sind, gleichsam weiß machen wollen!“ (S. 52)

Fanny Lewalds Urteil über die Qualität der Reisebriefe – „das Beste, was Therese je geschrieben“ (S. 43) – kann man sich nur anschließen, sie sind in der Tat sehr präzise und anschaulich geschrieben. Offenen Auges erlebt Therese den Alltag in ihrer neuen Heimat, sie freut sich an der Exotik von Mensch und Natur, die eine ungeheure Harmonie ausstrahlen. Sie beschreibt bunte Markt- und Gesellschaftsszenen ebenso sowie den religiösen Kult, registriert aufmerksam die sozialen Mechanismen der Einwohner Javas – so vergleicht sie etwa die Stellung der chinesischen Händler mit denen der Juden in Deutschland – und sieht die rapide Vergänglichkeit weiblicher Schönheit im Kreislauf von früher Heirat und zahlreichen Geburten. Sehr schnell wird aus den Briefen deutlich, dass der Blick der Schreiberin geleitet ist von der Freude, ungeliebte Verhältnisse hinter sich gelassen zu haben. Das javanische Gebirge erscheint ihr als ein „Paradies“ (S. 64), in dem es exotisch duftet (nach Vanille, Zimt und Gewürznelken) und blüht (Orchideen und Lotusblüten). Indem Therese dieses irdische Paradies idealisiert, kritisiert sie die zivilisierten Verhältnisse des Landes, das sie gerade verlassen hat und in dem sie eine fehlgeschlagene Revolution erlebt hat: „[...] wie verdreht ist unsere Existenz! – Welch ein entartetes, übermütiges Geschlecht, welch eine Masse von Lügen und tyrannischer Gewohnheit bilden wir im Vergleich mit diesen Kindern der Natur“ (S. 60).

Das romantische Ideal der nicht entfremdeten Natur und Lebensweise, wie sie zuvor z.B. von Thereses Zeitgenossin George Sand in „Indiana“ (1832) als Mittel zur Beschreibung von Gesellschaftskritik dargestellt

wurde, bildet die Folie für Thereses Antikolonialismus, wie man ihn später, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, von Karen Blixen in „*Jenseits von Afrika*“ oder zu Beginn des 21. Jahrhunderts romanhaft von Daniel Mason im „*Klavierspieler ihrer Majestät*“ (2002) kennen lernen wird, wo jeweils der englische Kolonialismus kritisiert wird. Sehr schnell hat Therese die Spielregeln des holländischen Kolonialismus durchschaut: Der Gouverneur befindet sich in einer immerwährenden Zwangslage: „Der Gouverneur steht ewig zwischen der Alternative, Hollands Einkommen durch hier vorzunehmende Verbesserungen zu schmälern oder den ostindischen Besitzungen nicht gerecht zu werden.“ (S. 57) Es zählt eben nur, was eine Kolonie an Gewinn erwirtschaftet. Den dort lebenden Menschen werden die Gewohnheiten der Kolonialherren aufgezwungen, als Schaltstellen zwischen Kolonialregierung und Bevölkerung werden Regenten eingesetzt, die zwar auch die nationale Lebensart bewahren, aber vor allem „ein sicheres Mittel, Ruhe zu haben“ (S. 67). Die Kolonialherren lassen sich wie absolute Herrscher Paläste errichten – so erinnert der Palast „Buitenzorg“ sicher nicht nur im Namen (ndl. = ohne Sorge) an das preußische Vorbild „Sanssouci“.

Es gibt nur ein positives Beispiel für einen Kolonialbeamten, der auch einen „eisernen Willen zu verbessern und zu helfen“ (S. 55) hat, und das ist Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, Kommandierender General der indischen Armee; ein Mitglied seiner Familie hat Therese in Deutschland bereits kennengelernt: Großherzog Carl-Alexander von Sachsen-Weimar, für die Schreiberin der Briefe und ihre Freundin Fanny Lewald, die eine lebenslange Freundschaft zu dem Regenten aufrechterhält, der Inbegriff des guten Fürsten.

Doch nicht alles, was die holländische Kolonialmacht, die mit England rivalisiert, unternimmt, ist nach Ansicht der Reisenden schlecht: Gelobt wird die Änderung des Anbausystems, das das Land ertragreicher macht, ebenso wie die Verbesserung der Infrastruktur. Therese zeigt Verständnis für die Lage der Kolonialbeamten, die in mancherlei Hinsicht beschwerlich ist – man denke an Hitze, Luftfeuchtigkeit, Moskitos, unbequeme Haushaltsführung, Einsamkeit und Monotonie.

Therese bereist die Inseln per Wagen, Pferd, Tragsessel und zu Fuß, sie unternimmt Gebirgsexpeditionen, besucht Zuckerfabriken und Pflanzungen, Stierwettrennen, Tigergefechte und Opiumhäuser, nimmt an Beerdigungen, Jagden, Kaffeeernten und Festlichkeiten zur Feier des chinesischen Neujahresfestes teil, berichtet von Choleraepidemien und Unruhen auf Sumatra.

Reiseberichte von Paris und Rom gibt es hinreichend aus dieser Zeit, ebenso aus Italien und Griechenland; selbst bis in den Orient sind schreibende und reisende Frauen wie Ida Hahn-Hahn vorgedrungen, doch Thereses Briefe aus Java sind Berichte aus einer völlig fremden Welt, einer terra incognita. Fachkundig ediert und kommentiert sind sie ein reines Lesevergnügen. Schön, dass sie endlich den Weg aus den Bibliotheksmagazinen an die Öffentlichkeit gefunden haben.

Gabriele Schneider (Mettmann)

Martin Friedrich: Kirche im gesellschaftlichen Umbruch. Das 19. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006, 293 Seiten (= Zugänge zur Kirchengeschichte. Herausgegeben von Horst F. Rupp, Bd. 8).

Jede Diskussion um Schwund, Überleben oder Renaissance von Religion bzw. Religionen bedarf der Untersuchung der jeweiligen institutionellen *hardware*, bedarf einer Institutionenanalyse. Einerseits sind diese institutionellen Trägerelemente die Basis dessen, was sich als religiöse Praxis oder Bekenntnis manifestiert; andererseits führen Wandlungen im Feld religiöser Praktiken und Bekenntnisse zu Veränderungen der institutionellen Voraussetzungen. Sie transformieren Religion und können religiös transformiert werden. In beiden Fällen sind Institutionen die still wirkenden Maulwürfe unterhalb einer geschäftigen Oberfläche. Sie determinieren nachhaltig das religiöse Geschehen, können religiöse Transformation lenken und kanalisieren, können es be- oder entschleunigen. Insofern ist Religionsanalyse unbedingt immer auch Institutionenanalyse, und daß eine solche Analyse sich nicht in Ämter- oder Strukturpositivismus erschöpfen muß, belegt diese Studie auf anschauliche Weise.

Das Thema ist klar: Kirche meint *christliche* Kirche(n), und den generalisierenden Anspruch des Titels möchte die Überblicksstudie einlösen, indem sie nicht lediglich die Geschichte der Kirchen in Deutschland, sondern in *Europa* behandelt (diese Internationalisierung ist gegenüber vergleichbaren älteren Studien von Nowak und Besier als einer der Zugewinne anzusehen). Eine solche Überblicksdarstellung macht es sinnvoll, einen inhaltlichen Kern zu behandeln (in diesem Fall Deutschland), und, daran anschließend, auch andere Regionen miteinzubeziehen. So liegt eine klug angelegte Untersuchung vor, die ausgehend von den Entwicklungen in den deutschen Staaten komparatistisch auf andere europäische Gebiete ausgreift (wobei orthodoxe Kirchen des Südens und